

Hubert Schneider

Ansprache anlässlich der Eröffnung der Ausstellung zu den
Gedenkveranstaltungen zur Reichspogromnacht am 31. Oktober 2018
in der Volkshochschule Bochum

Meine Damen und Herren,

immer wieder werde ich gefragt: Warum erinnert Ihr immer wieder am 9. November an die Ereignisse, die zeitlich so weit zurückliegen und heute für uns doch nicht mehr relevant sind. Und diese Fragen werden nicht nur heute an mich gestellt, das war auch schon vor 10 und vor 20 Jahren so. Und wenn man die Berichterstattung der Bochumer Medien über die Gedenkveranstaltung am 9. November verfolgt, könnte man meinen: Das öffentliche Interesse ist geringer geworden. Wenn ich mich recht erinnere, erschien vor 2 Jahren am 10. November in der WAZ noch ein Foto mit einem Dreizeiler darunter. Im letzten Jahr kam die Veranstaltung am 10. November in der Zeitung überhaupt nicht mehr vor.

Ist die Frage nach der Relevanz der Gedenkveranstaltung am 10. November also berechtigt?

Erinnern wir uns zunächst einmal: Was passierte damals, vor 80 Jahren, in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 und in den folgenden Tagen und versuchen wir eine Bewertung der damaligen Vorgänge. Dann werde ich auf die gestellte Frage antworten.

Die Bilanz des Novemberpogroms 1938 ist bekannt: über 90 Ermordete und Todesfälle, über 30 Schwerverletzte und Selbstmorde, nicht wenige Vergewaltigungen; etwa 30 000 Juden wurden verhaftet, davon fast 9 000 ins Konzentrationslager Buchenwald, über 10 000 ins Konzentrationslager Dachau, fast 10 000 ins Konzentrationslager Sachsenhausen verschleppt, von denen viele nie mehr zurückkamen; zahlreiche Friedhöfe wurden verwüstet, mindestens 262 Synagogen zerstört und/oder geplündert, Zehntausende von Fensterscheiben eingeworfen. Es entstand ein erhebliche Sachschaden.

Der Novemberpogrom von 1938 brachte die bis dahin größten und schlimmsten antisemitischen Ausschreitungen auf deutschen Boden – wie in Mitteleuropa überhaupt – seit den Massakern des Mittelalters. Viele Deutsche waren daran beteiligt, alle Deutschen waren Zeugen; denn es geschah in ihrer Stadt, in ihrem Dorf, in ihrer Straße, in ihrem Haus, verübt von Deutschen an Deutschen, eben „nur“, weil sie Juden waren.

Jeder konnte sehen, dass dies ein himmelschreiendes Unrecht war, und alle mussten es wissen, aber so gut wie niemand hat es laut gesagt oder gar hinausgeschrien. Es mag sein, dass die Mehrheit des deutschen Volkes damals dies alles vielleicht nicht so oder nicht ganz so gewollt hat. Doch gab es viele heimliche und offene Schadenfreude, wenig erkennbare Anteilnahme oder tätige Betroffenheit oder gar mutige Hilfeleistung, dafür Gleichgültigkeit vor allem und keinerlei öffentlich vernehmbaren Protest. Die Pogromnacht vom November 1938 war die Nacht, in der Anstand und Menschlichkeit auch aus ihren christlichen Angeln gehoben wurden. Sie war im Sinne der Nationalsozialisten ein gelungener Volkstest, wodurch das Tor zur folgenden, bislang einmaligen Judenverfolgung und Judenvernichtung erst richtig aufgestoßen und die letzten Hemmschwellen abgebaut wurden. Es ist richtig: 1938 ging es noch darum, ein „judenreines Reich“ durch den Zwang zur Auswanderung zu schaffen. Dennoch. Vom 9./10. November 1938 bis zur Einrichtung der sogenannten Judenhäuser 1939, zur Einführung des stigmatisierenden „gelben Sterns“ im September 1941, den wenige Wochen später beginnenden Deportationen auch in unserer Stadt waren es nunmehr kleine Schritte. Und alles endete in den Todesfabriken in Auschwitz, Majdanek, Treblinka und vielen anderen Vernichtungslagern. Davon haben wohl nicht alle gewusst, und viele haben es nicht geglaubt oder überhaupt für möglich gehalten.

Den Novemberpogrom 1938 und die folgenden Maßnahmen zur Ausgrenzung und Stigmatisierung der Juden habe alle Deutschen so oder so unmittelbar miterlebt, die deutsche Öffentlichkeit wusste alles. Das war in Bochum nicht anders als in anderen Städten und Dörfern.

In der Nacht vom 9. auf den 10. November und am 10. November 1938 wurden in Bochum nicht nur die Synagoge, das jüdische „Casino“ und die jüdische Schule zerstört, auch viele Privatwohnungen. Wie haben wir uns das

vorzustellen? Aus der Nachkriegszeit liegen viele Berichte vor, die das damalige Geschehen dokumentieren. Ich möchte hier nur den auf den 1. November 1954 datierten Bericht der hier sehr bekannten Otilie Schoenewald zitieren. Sie schreibt u.a.:

„Bei den Vorgängen in der Nacht zum 10. November und am 10. November sind sämtliche Fensterscheiben in dem von uns bewohnten Teil des Hauses Goethestraße 9 zerschlagen worden, sowie auch die Glas-Rückwand des Wintergartens und die große Scheibe, die das Esszimmer vom Wintergarten trennte. Da mein Mann damals in ein Konzentrationslager gebracht worden war, wurde mir behördlich aufgegeben, die Fensterscheiben binnen einiger Tage ersetzen zu lassen ...

Die Haustüren (Eiche) waren durch Axthiebe völlig zerschlagen, innere Türen teilweise ebenfalls, auch in den oberen Stockwerken. Die eingelegten Parkettfußböden in den unteren Räumen waren durch eingetretene Glassplitter stark beschädigt, ebenfalls die Holztäfelung im Speisezimmer, die bei dem Zerstörungswerk als Zielscheibe für Glas- und Porzellan-Wurfgeschosse genutzt worden war.

2 eingebaute Marmorkamine waren aus den Wänden gerissen und zerschlagen worden, das Mauerwerk beschädigt, die Gasleitungen abgeschnitten.

Tapeten wurden abgerissen, die angestrichene Holverkleidung verkratzt und beschädigt, die elektrischen Wandarme wurden herausgerissen. ... Eingebaute Waschbecken und große Wandspiegel wurden zerschlagen. Die Wasserabzugsrohre wurden verstopft und dann die Wasserleitungen aufgedreht, wodurch Wasserschaden entstand. ...“

Fast alle Möbel wurden zerstört, Frau Schoenewald listet alles im Detail auf: Die Einrichtungen der einzelnen Zimmer, die Teppiche, das Geschirr, das Klavier, das man durch ein Fenster auf die Straße werfen wollte, was nicht gelang, da die Fensteröffnung zu eng war. Im Schlafzimmer wurden die Daunendecken zerschnitten, alle Beleuchtungskörper und Spiegel abgerissen und zerstört. Allein 10 Ölgemälde wurden zerschnitten, andere Kunstgegenstände verschwanden.

Der Bericht endet resignierend: „Ich kann mich nicht an alle Einzelheiten erinnern.“

Die Angaben von Frau Schoenewald wurden in einer eidesstattlichen Erklärung und Frau Schmitt, der letzten Sekretärin der Schoenewalds, bestätigt, die in der Pogromnacht und am folgenden Tag in der Wohnung war.

Wer waren die Täter? Wir gehen immer davon aus, dass es die SA-Männer waren, die in den Wohnungen wüteten. In der Erklärung von Frau Schmitt wird dies korrigiert. Sie schreibt:

„Ich war in der Kristallnacht in der Wohnung Schoenewald. Die Einrichtung war schon ziemlich stark beschädigt. Aber noch stärkere Verwüstungen sind dann im Laufe des Tages veranstaltet worden, als ein Lehrer seine Gymnasial-Jungenklasse durch die Wohnung führte. Als ich nach diesem Besuch der Klasse in die Wohnung kam, war so ziemlich alles zerstört oder beschädigt.“

Und auch andere Berichte, z.B. über die Zerstörung der Wohnung des Rechtsanwalts Marienthal in der Parkstraße 11 oder der Familie Pander in der Bongardstraße 14 oder des Hauses des Schneidermeisters Kaminski in der Viktoriastraße wird davon berichtet, dass die schlimmsten Zerstörungen nicht in der Nacht, sondern im Verlauf des 10. November stattfanden. Und auch da kamen die Täter nicht von der SA, sondern es waren – wie es heißt – ganz normale Leute.

Verstehen wir uns richtig: Es kann hier und heute nicht um nachträgliche Beschuldigungen oder Schuldzuweisungen gehen, obwohl es natürlich schon interessant wäre zu erfahren, wie die damaligen Schüler späterhin mit dieser Erfahrungen umgegangen sind, vielleicht leben ja heute noch einige als sehr alte Menschen unter uns. Die damaligen Täter, Mitläufer und Nutznießer haben sich höchstpersönlich selbst mit Schuld beladen, wobei heute viele von Glück sagen können, dass sie damals nicht in Versuchung geführt wurden.

Meine Damen und Herren, heute der damaligen Ereignisse zu gedenken, sollte vor allem dazu anleiten, keinerlei Form der Ausgrenzung von Mitmenschen unter irgendwelchem Vorwand zu dulden. Der Handlungsbedarf ist heute größer denn je in den letzten Jahren: Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus hat in unserem Lande seit Jahren Konjunktur, und die Entwicklung gerade der letzten Monate erzwingt erhöhte Aufmerksamkeit. Stigmatisierung hat für die Betroffenen i.d.R. fürchterliche Konsequenzen.

Nur für die Stigmatisierten?

Stigmatisierung von Minderheiten, wenn sie von einer Mehrheit akzeptiert oder gar zu einem Element der offiziellen Politik wird, ist auch eine Katastrophe für die Mehrheitsgesellschaft: Das Empfinden dafür, was recht und was unrecht ist, wird zerstört, einen gesellschaftlichen Konsens über die Bedingungen des Zusammenlebens unterschiedlicher Menschen gibt es nicht mehr.

Wer hier und heute gleichgültig ist und schweigt, wenn Anstand oder gar einmal Zivilcourage gefragt oder gefordert sind, der hätte auch damals gleichgültig geschwiegen. Wer heute nichts wissen will, der hätte auch damals und besonders natürlich hinterher gewiss von nichts gewusst. Heute sind unweigerlich **w i r** verantwortlich, jetzt ist es an **u n s** , an jedem Einzelnen, an jedem an seinem Ort, die Weichen für die Zukunft ein für allemal so fest zu stellen, dass der Zug der Geschichte nicht wieder so grässlich entgleisen kann.

Meine Damen und Herren, kommen wir zurück zur Ausgangsfrage: Ist es sinnvoll und notwendig, heute noch und immer wieder an die Ereignisse vom 9./10. November 1938 zu erinnern?

Nach den von mir gemachten Ausführungen ist das eigentlich eine rhetorische Frage: Natürlich müssen wir erinnern, angesichts der aktuellen politischen Entwicklung in unserem Land heute mehr denn je. Wehren wir uns gegen alle, die das Rad der Geschichte zurückdrehen wollen, unterstützen wir alle politischen Kräfte, die sich dafür einsetzen, dass Menschenrechte nicht verletzt werden, wehren wir uns gegen jede Form von Rassismus und Ausgrenzung. Das ist oft mühsam, Rückschläge müssen oft hingenommen werden, es ist eine permanente Aufgabe für jeden politisch Denkenden. Und das war auch nie anders. Hans Sahl, geflohen aus dem nationalsozialistischen Deutschland, lässt sein alter Ego Kobbe in seinem klassischen Emigrationsroman „Die Wenigen und die Vielen“, nachdem er mal wieder einen politischen Rückschlag erleben musste, auf die Frage: „Aber was soll denn nun geschehen?“ antworten:

„Wieder von vorne anfangen. Alles noch einmal überprüfen, nichts für gegeben hinnehmen. Wachsam sein, ohne Vorurteile, gescheit und gütig zugleich und nie das eine ohne das andere, der Mehrheit misstrauen und der Minderheit dazu verhelfen, gehört zu werden, die Schwachen und Kranken beschützen und den Starken ein unbequemer Partner sein, immer wieder fragen und immer von neuem wissen, dass es nicht eine Antwort gibt, sondern viele und das nichts beständig ist, in diesem Meer der Unwissenheit.“

Meine Damen und Herren, Widerspruch leisten, heißt nicht illoyal zu sein, sondern Widerspruch kann Ausdruck höchster Loyalität sein, gerade auch jetzt und heute.

Liebe Anwesende, wir sind nicht nur verantwortlich für das, was wir tun, sondern auch und vor allem für das, was wir nicht tun.